

## »The West«

### Die USA und Europa im Konflikt der Identitäten

Andreas Bracher

Als George W. Bush im Juni für Besprechungen zwischen der Europäischen Union und den USA zum Staatsbesuch in Wien weilte, gab es im Vorfeld Probleme mit seiner Unterbringung. Amerikanischerseits hätte man gerne in einem der altherwürdigen, weltberühmten Wiener Hotels wie dem »Sacher« gewohnt. Von der österreichischen Regierung wurde das Ansinnen aber aus »Sicherheitsgründen«, wie es hieß, abgelehnt. Man brachte Bush stattdessen im »Intercontinental« unter, einem neueren Hotelkomplex, der besser geschützt werden könne. Soweit die offizielle Begründung. Intern soll der österreichische Kanzler Schüssel seine Entscheidung jedoch damit begründet haben, dass im »Intercontinental« wenigstens kein historisch wertvolles Gebäude zerstört würde, falls von irgendeiner Seite ein großes Terrorattentat gegen den amerikanischen Präsidenten verübt werden sollte.

Dieses Detail wirft ein kleines Schlaglicht auf die europäisch-amerikanischen Beziehungen im fünften Jahr des »Krieges gegen den Terror«, den die US-Regierung nach dem 11. September 2001 ausgerufen hatte. Diese Beziehungen sind einerseits geprägt von einem immer stärkeren europäischen Affekt gegen die amerikanische Politik und die wirklichen oder vermeintlichen Charakteristika des amerikanischen Lebens – somit von »Anti Amerikanismus«. Dieser »Anti Amerikanismus« hat seit 2002, seit der amerikanischen Vorbereitung des Irakkrieges mit ihren so offensichtlich manipulativen Zügen, in Europa erheblichen Zuwachs erhalten. In den USA wird er als bedrohliches Phänomen wahrgenommen. Ein amerikanischer Politikwissenschaftler überschrieb kürzlich einen Aufsatz mit dem Titel »European Anti Americanism – A Monster Gone Wild« (Der europäische Anti Amerikanismus – eine Bestie, die verrückt spielt).

Der europäische Affekt bezieht sich einerseits auf tatsächliche Züge der amerikanischen Politik, auf die Nahostpolitik, auf die internationale Wirtschaftspolitik, auf die selektive, nur dem eigenen Nutzen dienende Handhabung internationaler Institutionen, auf die Energiepolitik, auf die Militarisierung etc. Er trägt andererseits aber auch Züge einer fixen Idee, eines Rituals, einer Dauernörgelei, einer Art symbolischen Sündenbockstrategie. In der negativen europäischen Haltung gegenüber den USA liegt eine Weigerung, sich der inneren Realität Amerikas seelisch bewusst zu öffnen. Diese Haltung ist das Gegenteil von dem Versuch, wirklich zu verstehen, was da vorgeht. Der »Anti Amerikanismus« geht im Übrigen auch mit einem »Amerikanismus« einher. Seine Vertreter ernähren sich häufig genug geistig fast vollständig aus der amerikanischen Kulturindustrie und ihren Vorbildern in Fernsehen, Popmusik etc.

Europa hat sich nach 1945 und dann seit 1989 als Teil eines Blocks verstanden, dessen Führungsmacht eben die USA waren. Es ist in dieser Zeit teils Anhängsel, teils Objekt einer von dort ausgehenden Führung gewesen. In der europäischen Öffentlichkeit haben sich seit 1945 immer wieder Wellen des Unwillens über diesen Anhängselstatus und über die Führungsmacht USA geregt, aber Europa vermochte keine eigenen Konzepte und Institutionen zu entwickeln, die dem etwas Eigenständiges hätten entgegensetzen können. Heute sind wohl Skepsis und Unwillen gegenüber den Vereinigten Staaten größer als jemals zuvor seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, aber die amerikanische Fähigkeit, in die europäische Politik einzugreifen, sie zu lenken und zu manipulieren, ist dadurch kaum geringer geworden. Die EU hat bis heute keinen einenden Geist finden können, der Europa wirklich als eigenständiges Gefüge im transatlantischen und internationa-

len Verhältnis hätte etablieren können. Europa hat dadurch der amerikanischen Politik nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen. Es gibt nichts Europäisches, was dem unaufhörlichen Ausstoß an Mahnungen, Reformforderungen, Politikkonzepten, Äußerungen von Unmut oder Zufriedenheit, wie er von den USA seit Jahrzehnten nach Europa gesandt wird und wie er unberührt von jeglichen Meinungsschwankungen im gegenseitigen Klima weitergeht, die Waage halten würde.

Der europäische Antiamerikanismus im transatlantischen Verhältnis wird viel besprochen und vielerorts mahnend als Gefahr beschworen. Er ist das (europäische) Schreckgespenst jener Eliten, die sich seit 1945 als Schöpfer und Verwalter der Einheit des Westens verstanden haben (so wie das entsprechende amerikanische Schreckgespenst der amerikanische »Isolationismus« ist). Weniger besprochen wird ein ebenso existierender amerikanischer »Anti-europäismus«, der doch den Hintergrund eben jener europäischen Stimmung abgibt.

Die USA sind ursprünglich von Europa aus besiedelt worden – von Menschen, die von europäischer Kultur geprägt waren. Sie sind eine »Tochter Europas«, wie es der frühere französische Präsident de Gaulle einmal blumig ausgedrückt hat. Und obwohl die amerikanische Rebellion und Revolution der Jahre 1774-1787 die USA als höchste Hoffnung der Menschheit verstehen wollte, hat sich die Europabezogenheit des Landes doch auch nach der Revolution erhalten. Erst gegen Ende des Ersten Weltkrieges begannen sich die USA schulmeisterlich und aggressiv gegenüber Europa zu verhalten. Der damalige Präsident Woodrow Wilson verkörperte ein amerikanisches Missionsbewusstsein, das im alten Europa nicht mehr den eigenen Bezugspunkt, sondern nur mehr etwas zutiefst Korruptes sah, das von Amerika aus gelenkt und auf den Weg der Heilung geführt werden musste. Wilson fand mit diesem Missionsbewusstsein nicht nur in den USA Anhänger: Er wurde von weiten Kreisen in Europa wie ein Messias gefeiert und wurde zur Kristallisationsfigur einer Stimmung, die psychologisch zur Grundlage des europäischen Amerikanismus,

der europäischen Amerikagläubigkeit wurde. Wilson hatte im Ersten Weltkrieg (1914-1918) lange darum gekämpft, den Anschein zu bewahren, dass die amerikanische Politik über den Egoismen, Kleinheiten und Bösartigkeiten der europäischen Querelen stünde, dass Amerika eine Art neutraler, unabhängiger Interessensvertreter der Menschheit insgesamt wäre, und nicht einfach nur ein zusätzlicher Verbündeter der englisch-französischen Kriegspartei, was sie ja seit ihrem Kriegseintritt 1917 tatsächlich war. Erst nach 1945 sprachen europäische Kreise von Amerika als der legitimen »Führungsmacht des Westens«, aber diese Haltung war bereits in dem gläubigen Aufblicken zu Wilson angelegt. Verbunden mit diesem Glauben an die amerikanische Führung war die Vorstellung von der amerikanischen Avantgarde- und Vorbildfunktion in allen zentralen Bereichen des Lebens. Nicht nur in der Politik, sondern auch in anderen Bereichen übernahm Amerika in einer Reihe teils schleichender, teils symbolischer Vorgänge eine Art Vorbild- und Führungsrolle. Von einem Ableger, einer Kolonie Europas wurde es zu dessen Schiedsrichter und Führer. Von einem Land, das für seine eigene Orientierung nach Europa schaute, wurde es zu einem, das Europa dazu anhielt, auf es zu schauen.

Im Wirtschaftlichen zeichnete sich eine entscheidende Veränderung bereits während des Ersten Weltkriegs ab: Das Weltfinanzzentrum verschob sich von London nach New York, Amerika wurde zum Gläubiger Europas, New York zum Zentrum des Welthandels und seiner finanziellen Abwicklung. Später, gegen Ende des Zweiten Weltkriegs, wurde diese wirtschaftliche und finanzielle Vormachtstellung durch ein ökonomisches Weltsystem untermauert (in dessen Zentrum die so genannten »Bretton-Woods-Institutionen« Weltbank und Weltwährungsfonds standen), in dem der Dollar den Status einer Weltleit- und Weltreservewährung erhielt.

In der Kunst fand eine ähnliche Verschiebung statt, als nach 1945 die amerikanische Bewegung des abstrakten Expressionismus (mit Künstlern wie Jackson Pollock, Rothko, de Kooning oder Barnett Newman) zur neuen Spitze der Avant-

garde der westlichen Kunst ausgerufen wurde und Paris als Zentrum der Kunstmoden so von New York abgelöst wurde, wie London früher als Weltfinanz- und Weltpolitikzentrum (siehe hierzu auch den Beitrag auf Seite 81 ff.). Mit diesen »Machtübernahmen« einher ging eine Aneignung und Übernahme des europäischen Erbes, aber auch ein Übergehen und eine Verachtung des zeitgenössischen Europa und eine Verständnislosigkeit gegenüber den wirklichen Lebensbedingungen des »alten« Kontinents.

Am Beispiel der Neokonservativen wird dies deutlich, sofern man dazu weitere Kreise zählt als nur jene, deren Angehörige den Irakkrieg eingefädelt haben. Die Neokonservativen (mit einem signifikanten jüdischen Element) verstehen sich im kulturellen Leben Amerikas als die Bewahrer des europäischen Erbes. Sie bilden in den Geisteswissenschaften der Universitäten die Speerspitze jener, die das europäische Erbe gegen die Feindschaft aller möglichen Minderheiten- und Opfergruppen (rassischer oder sexueller Natur) aufrecht erhalten wollen und die etwa darauf bestehen, in Beethoven nicht einfach einen »Rassisten« oder »Homophoben«, sondern vor allem einen großen Komponisten zu sehen.

### ***Die USA müssen Europa als eigenständigen Raum der Kulturen anerkennen***

Es sind typischerweise diese Neokonservativen, welche an den amerikanischen Universitäten die Erbschaft der europäischen Kultur hochhalten, sich dieser verpflichtet fühlen oder sich als ihre Erbwalter verstehen. Es ist aber merkwürdig, wie sich in dieser Gruppierung die Hochachtung der klassischen europäischen Kultur mit einer Verachtung und Verständnislosigkeit für das heutige Europa verbindet. So sehr das klassische Europa als Maßstab hochgehalten wird, so wenig wird dem heutigen eine wichtige Stimme eingeräumt. Typischerweise hat man sogar dieses moderne Europa – in Form der französischen Philosophie des Dekonstruktivismus, die auf den deutschen Philosophen Heidegger zurückgeführt wird

– für die Probleme der amerikanischen Universitätskultur und des amerikanischen Geisteslebens verantwortlich machen wollen.<sup>1</sup> Es ist die gleiche Richtung, die im Universitären das europäische Erbe hochhält und die doch politisch und geistig dem heutigen Europa verständnislos gegenübersteht. Sie sieht sich als Anwalt eines starken Europa, aber sucht doch die »Stärkung« Europas in einer Richtung, die auf seine Amerikanisierung hinauslaufen müsste. Sie vertritt rhetorisch ein Projekt der Rückbesinnung des Westens auf seine Wurzeln, wie es Samuel Huntingtons Ideen für den »Konflikt der Kulturen« entspricht, aber gleichzeitig ist ihre Haltung gegenüber dem alten Europa von einem unverhohlenen Destruktionswillen geprägt.

Bernard Lewis etwa, der 90jährige Orientalist aus Princeton, der als eine ideologische Vaterfigur der Neokonservativen und der jetzigen amerikanischen Nahostpolitik gilt, trat mit Warnungen vor dem europäischen Appeasement des Islam und mit Prophezeiungen einer bevorstehenden Arabisierung und Islamisierung ganz Europas hervor.<sup>2</sup> In solchen Äußerungen wird Europa zu mehr Wachsamkeit und Härte gegenüber dem Islam aufgefordert, zu mehr Standfestigkeit in der Betonung seiner eigenen abendländisch-christlichen Identität. Tatsächlich bewegt sich die europäische Politik in mancherlei Hinsicht in diese Richtung, die ja auch derjenigen Huntingtons entspricht. Das zeigen etwa die deutschen Debatten, die der Gesellschaft eine Art verbindlichen abendländisch-christlichen Wertekanon auferlegen wollen, bis hin zu einem so katastrophalen Projekt wie den baden-württembergischen Einbürgerungsfragebögen.

Es ist dann für die Europäer und die europäische Politik, wenn sie auf die Appeasementvorwürfe aus Amerika reagiert, verwirrend, wenn dann von denselben Leuten zugleich der »Rassismus«, die »Intoleranz« und die »Integrationsunfähigkeit« der europäischen Gesellschaften kritisiert und besonders im Verhältnis zu den Muslimen herausgestellt wird. Es sind die gleichen neokonservativen Kreise, aus welchen die Appeasementvorwürfe kommen, welche in den 1990er Jahren in den jugoslawischen Nachfol-

gekriegen in Bosnien und im Kosovo die Seite der Muslime stark gemacht haben und die bis heute auch den Beitritt der Türkei, eines muslimischen Landes, in die EU betreiben. Vertreter dieser Kreise legen Europa ein anderes Identitätsbewusstsein nahe, das dem amerikanischen, angeblich integrationsfähigeren angeglichen werden soll. Man versteht nicht oder will nicht verstehen, dass das amerikanische Nationalverständnis, in dem Staatszugehörigkeit und Nationsidentität deckungsgleich sind, eben ein anderes ist als das der europäischen Völker, die ihre Identität und Kultur nicht aus der Zugehörigkeit zu einem Staatwesen ableiten. Die europäischen Verhältnisse verlangen eine Trennung von Volks- und Staatsidentität, nicht eine Angleichung der ersteren an die letztere, wie es das englische Wort »nation« impliziert und wie es die amerikanische Wirklichkeit vollzieht. Sie verlangen ein Verständnis von Völkern nicht als politische, sondern als kulturelle Gruppen und die Trennung der Volks- und Kulturfragen von den politischen. Indem sie die andersartige europäische Wirklichkeit nicht berücksichtigen, zielen die amerikanischen Aufrufe an die Europäer, ihre Identität bzw. ihre Identitätskonzeption zu ändern, wie man ein Kleidungsstück wechselt, in der Konsequenz darauf ab, Europa Amerika anzugleichen, es zu »amerikanisieren«, wovor bereits Rudolf Steiner gewarnt hatte. Denn das liefe letztlich darauf hinaus, Europa als solches (bzw. das was heute noch davon übrig ist) zu zerstören.<sup>3</sup>

Eigenheiten des Wortgebrauchs machen die Dinge manchmal deutlich: »The West« meint US-amerikanischer Auffassung zufolge die politische Formation des Westens, wie sie im 20. Jahrhundert aus den beiden Weltkriegen und dem Kalten Krieg hervorgegangen ist und die wohl in der NATO, dem nordatlantischen Bündnis, ihren sprechendsten institutionellen Ausdruck gefunden hat. »The West« meint aber auch das »Abendland«, das Gebiet und die Formation der europäischen Kultur, wie sie, von der Antike genährt, seit dem Mittelalter Europa als einen spezifischen Kulturraum hervorgebracht hat. Oswald Spenglers in den zwanziger Jahren erschienenenes Buch »Der Untergang

des Abendlands« wird von englischsprachigen Verlagen nicht zufällig mit »The Decline of the West« übersetzt.

Beides wird demnach in eins gesetzt: Das transatlantische Bündnis der »westlichen Demokratien« erscheint unvermittelt als heutiger Ausdruck der jahrtausendealten europäisch-abendländisch-westlichen Kultur. Man vergisst dabei, dass der moderne politische Westen nach 1945 das Erbe des »Abendlands« ja doch nur in einer halbierten Form angetreten hat, dass er sich aus einem Kampf gegen dieses Abendland selbst konstituiert hat. Er hat zu seiner Grundlage die Ausschaltung des mitteleuropäischen Geistes, wie sie durch die beiden Weltkriege zwischen 1914 und 1945 vollzogen wurde. In dem Bewusstsein der westlichen Eliten nach 1945 ist diese Ausschaltung des mitteleuropäischen Geistes als eine Lebensgrundlage des Westens und als fortwährende Notwendigkeit eingübt worden. Sie war verbunden mit einer ökonomischen Generosität gegenüber den besiegten Völkern als einer Art Anreiz zum Verzicht auf eine geistige Aufgabe.

Hierin mag die transatlantische Krise, insofern sie denn wirklich besteht, ihren Grund und ihren Sinn haben. Die transatlantische Gemeinschaft jedenfalls könnte erst dann zu einer wirklichen und zu einer wirklich legitimen Ausformung der europäischen Menschheitsaufgabe werden, wenn sie fähig würde, die Lebensgrundlagen dieses mitteleuropäischen Geistes zu achten und sich mit ihm zu befassen.

1 Vgl. Philip Roth: *Der menschliche Makel* (The Human Stain), Reinbek 2001.

2 Siehe etwa das Interview mit ihm in »Die Welt« vom 19.4.06 (»Europa wird islamisch«).

3 Vor der kulturellen Amerikanisierung der Welt warnte Rudolf Steiner beispielsweise in einem Vortrag vom 16.11.1917. Ders.: *Geografische Medizin. Das Geheimnis des Doppelgängers* (GA 178), Dornach 1986.

ANDREAS BRACHER ist Historiker und Verfasser zahlreicher Essays und Studien zur Zeitgeschichte. Kontakt: sa.bra@web.de

# America: Jekyll & Hide?

## Die selbstvergessene Kritik am »Neuen Imperium«

*Gerd Weidenhausen*

In einer Fülle kaum noch zu erfassender Literatur, ganz zu schweigen von den Berichten, Analysen und Leitartikeln in der Presse, ist die amerikanische Politik seit Bushs Machtantritt und besonders seit dem Irak-Krieg zum Gegenstand einer Kritik geworden, die sich selbst als rationalistisch versteht. Dabei wurden Maßstäbe an die amerikanische Politik gelegt, die selten hinterfragt wurden. Die Kritik rieb sich an den ewig gleichen »Verfehlungen« des neuen imperialen Projekts, ohne dessen interne Denkvoraussetzungen zu befragen. Selbstüberheblich und unwissentlich naiv ist dabei die oft zu vernehmende Ansicht, die Köpfe der neuen amerikanischen Strategie des kommenden amerikanischen 21. Jahrhunderts seien illusionäre und der Reflexion nur eingeschränkt mächtige Phantasten. Groß ist dann die Überraschung, wenn sie unbeirrt in die Tat umsetzen, was sie in diversen Manifesten und Schriften offen ankündigten. Das einzige Geheimnis der neuen neokonservativen Strategie der kompromisslosen Weltermächtigung ist, dass sie kein Geheimnis mehr um ihre Absichten und Ziele macht. Es geht nur noch darum, diese auch ernst zu nehmen, statt diesem Projekt voreilig Versagen und Fehlerhaftigkeit zu attestieren.

Besonders unsinnig ist das oft zu hörende Argument, der von den USA propagierte Führungsanspruch in der Welt lasse sich nicht realisieren und führe zu einer Überdehnung ihrer Machtressourcen. Die weiterhin vorgebrachten Klagen, die USA lösten sich aus sämtlichen internationalen Verpflichtungen, indem sie sich von der Weltordnung im Gefolge des Zweiten Weltkrieges verabschiedeten, tun so, als geschähe dies ohne volles Wissen und als könnten die Ingenieure dieses Projekts solcherlei »alt-europäische« Belehrung tangieren. Längst haben die neokonservativen Apologeten des neuen amerikanischen Jahrhunderts den negativ kon-

notierten Begriff »Imperium« ins Positive, weil heilsgeschichtlich Not-Wendige gewendet und überhöht. Dabei kann gefragt werden, ob diese gewaltige Anstrengung der Neudefinition dieses Begriffs im Rahmen der behaupteten unabdingbaren Mission Amerikas rein taktisch-strategischer Natur ist, das heißt sich alleine der angloamerikanischen Mentalität pragmatischer Geschmeidigkeit verdankt, oder ob sich dieses Unterfangen theopolitischen Überzeugungen verpflichtet weiß.

Unterliegt die gegenwärtige US-Politik einem prinzipienlosen Pragmatismus, wie ihn Michael Mayer in der »Frankfurter Rundschau« vom 29.4.2003 angesichts der Rechtfertigungsakrobatik des »Rechts auf Krieg« bei der US-Führung konstatierte, oder glauben die Ingenieure des Projekts eines Neuen Amerikanischen Jahrhunderts wirklich an ihre überhistorische Mission? Ist es nur mit Borniertheit und Halsstarrigkeit zu erklären, dass die politische Elite um Bush sich auch von der massiver werdenden innenpolitischen Kritik unbeeindruckt zeigt, die erklärten Kriegsziele wie die der Stabilisierung und Demokratisierung des Nahen Ostens mitsamt der versprochenen Eindämmung des terroristischen Gewaltpotentials seien nicht erreicht worden? Ist der allseits von der Bush-Administration verkündete »unendliche Krieg« irrational, weil zum Scheitern verurteilt, ein Krieg, der keine Sieger, sondern nur Opfer kenne, wie derselbe Autor der »Frankfurter Rundschau« in einem Essay vom 21.3.2003 über die »Talibalisierung der Vereinigten Staaten« bemerkt, oder geht solche Kritik nicht vielmehr an der Sache vorbei? Ist es nicht so, dass die Fülle von Argumenten, Vorhaltungen und Hinweisen auf die nicht bedachten Konsequenzen, die die Politik der Präventivkriege seitens europäischer Mahner ausgesetzt ist, von den Ingenieuren der Macht im Rahmen gängiger

Spiel- und Systemtheorien lässig mitbedacht und in die Fülle von Optionen miteinbezogen wurde? Verlangt ein »endloser Krieg« mit einem im Prinzip »unsichtbaren Gegner« nicht einen permanenten Krisen- und Ausnahmezustand, ohne den diese ganze Operation gar nicht zu begründen wäre? Und geht es, weit über gängige politische und historisierende Kategorien hinausweisend, nicht vielleicht um noch etwas ganz anderes als die Bekämpfung eines im Kern »unsichtbaren«, nunmehr islamistisch gekennzeichneten Feindes?

Taugt der Pragmatismus nicht als Erklärungsmodell für die »Unverständlichkeit« des unilateralen Projekts, so sucht man seine Erklärung in gedanklichen Vorläufern der neokonservativen Denkschule: Es werden da Carl Schmitt, einer der bedeutendsten Staatsrechtler des europäischen Faschismus, und Leo Strauss ausgemacht.<sup>1</sup> Letzterer verließ 1932 mit einem Empfehlungsschreiben Schmitts Deutschland, lehrte von 1938 bis 1973 in Chicago und gilt als geistiger Mentor von Wolfowitz und Perle. Während für Schmitt der Freund-Feind-Dualismus die Essenz des Politischen ausmacht und der Staat erst in der konkreten Gewinnung und Identifikation eines fest umrissenen Feindes seine Souveränität und Bestimmung findet und somit sich erst im Ausnahmezustand konstituiert, entwickelte Strauss eine elitäre Philosophie des Politischen, eine Art Machiavellismus des Politmanagements: Danach hat – ganz im Sinne von Platons Staatsauffassung – eine philosophisch gebildete politische Elite das Volk zu seinem Glück zu führen, das konsequenterweise nicht in der Gewinnung von Mündigkeit liegen kann. Diese Elite sei den gewöhnlichen moralischen Maßstäben enthoben, weil es ihr obliege, dass durch Zweifel, Bedenken, Individualismus und Liberalismus stets in Gefahr befindliche und potentiell erodierende gesellschaftliche Gefüge zusammenzuhalten. Die so legitimierte Herrschaft darf sich zur Erreichung ihres Zwecks auch der Lüge bedienen.

Pragmatismus und elitäres Denken aus der Tradition einer konservativen politischen Philosophie mögen den konfrontativen Expansionismus und die missionarische Bedenkenlosigkeit

der neokonservativen Denker und Macher für viele Beobachter nachvollziehbar erscheinen lassen, aber diese zwei Denkschulen könnten auch für die Erklärung anderer Politikmodelle taugen. Ein gewisser Pragmatismus ist jedem politischen Handeln immanent. Feindbilder und ein pessimistisches Menschenbild eignen nicht nur den Neocons. Irgendwie erfassen diese Instrumentarien, mit denen die neue Ära des neokonservativen Projekts immer wieder »erklärt« werden will, die mentale Innenwelt der »Neuen Imperialisten« nicht, am wenigsten deren unumstößliche Überzeugung, als von Gott berufene unverzichtbare Nation die Welt ins Lichtreich der Freiheit führen zu müssen. Die »Neue Ära«, die immer wieder beschworen wird und nicht nur als verbale Verlautbarung missverstanden werden sollte, scheint zu ihrem Verständnis – ist sie doch als permanenter »Ausnahmezustand« konzipiert – eines anderen begrifflichen Zugriffs zu bedürfen. Der behauptete Ausnahmezustand im »endlosen Krieg gegen den Terror« vollzieht sich in einem völkerrechtsfreien, eigenmächtig neu definierten Raum und wird neo-religiös aufgeladen. Nicht nur die Lobby-Gruppe der Evangelikalen Fundamentalisten um die ganze Romanzyklen schreibenden »Apokalyptiker« Tim LaHaye und Jerry Jenkins sehen sich in einer Endzeit mit der apokalyptischen Vision frommer Entrückung der Auserwählten. In der politischen Elite der USA ist inzwischen das messianische Sendungsbewusstsein für das »American Empire« die Kehrseite biblizistisch und sicherheitspolitisch kultivierter Untergangängste, ein logisches Paradoxon angesichts der gleichermaßen eingestandenen uneinholbaren und unanfechtbaren Machtdominanz und Machtfülle. Die apokalyptisch ausgemalten Ängste vor der Zukunft als der Dimension des im Grunde doch Unberechenbaren, Unvorhersehbaren korrelieren mit einer schon zwanghaften Sicherheitsplanung, bei der endlose Szenarien potentieller Katastrophen ventiliert und simuliert werden. So gesehen besteht ein innerer Zusammenhang zwischen der göttlichen Vorsehung, zu der man sich auserwählt dünkt, und der »typisch amerikanischen Lust auf den Weltuntergang«.<sup>2</sup>

### *Die Auslöschung des Zufälligen als Strategie und Zielsetzung US-amerikanischer Politik*

Eine besondere Virulenz erfuhr dieses Muster der Angst-Phantom-Kultur der Weltuntergänge, Katastrophen und virtuellen Invasionen aus dem Jenseits durch den Schock des 11. September. Laut Norman Mailer, einer der großen Figuren der amerikanischen Literatur, wirkte der 11. September so, »als ob unbekannte göttliche Mächte voller Wucht hervorbrächen.«<sup>3</sup> Dieser Schock der Barbarei wurde dann im Sinne der Ausnützung einer günstigen Gelegenheit in die strategische Konzeption »Imperium & moralische Erneuerung & Militarisierung des Zivillebens« kanalisiert und einer umfassenden Umrüstung amerikanischer Mentalität dienstbar gemacht. Diese war – das bemängelten Neokonservative und fundamentalistische Evangelikale seit Jahrzehnten – liberal angekränkt, vom Mammon Konsumismus aufgeweicht und lief Gefahr, im Sumpf zügelloser Eskapaden zu versinken.<sup>4</sup> Das Volk bildete nicht mehr das brauchbare Ferment für eine Nation, der aufgetragen war, die Welt nach ihrem Bilde zu formen. Die Neokonservativen erkannten früh, dass mit der groben Form des Materialismus, eigentlich Inbegriff des »pursuit of happiness«, auf Dauer keine Macht ausgebaut und erhalten werden kann, die das Prädikat Weltmacht verdient. Der Sieg im »Kalten Krieg«, der mit dem Untergang der Sowjetunion besiegelt war, durfte nicht leichtfertig verspielt werden.

Das damit erreichte »Ende der Geschichte«, das das unter amerikanischer Führung laufende Erfolgsmodell als Quintessenz der Menschheitsgeschichte ausgewiesen hatte, musste erhalten und auch weltweit inthronisiert werden. In den Worten Norman Mailers hört sich das so an: »Wenn in einem Land die Werte verfallen, wird der Patriotismus zum Steigbügelhalter für den Totalitarismus. Das Land wird zur Religion. Wir werden aufgefordert, in einer ständigen religiösen Begeisterung zu leben: Liebt Amerika! Liebt es, denn Amerika ist zum Ersatz der Religion geworden.«<sup>5</sup> Doch es scheint, als würde mit diesem verordneten Patriotismus religiöser Inbrunst auf eine noch fundamentalere

Problematik reagiert. Diese ist die einer brüchig gewordenen Seele als Folge einer technologischen Kultur, deren innere Leere mit dem Kult der Machbarkeit und Macht kompensiert wird. Mailer formuliert dazu knapp: » Das ist das Credo der Technologie. Damit verführt sie viele, der Neigung zu Narzissmus und Machtgier nachzugeben (und innerlich eiskalt zu werden).«<sup>6</sup>

Vor welchem Dilemma steht nun die amerikanische Kultur, die im ausgeprägtesten Sinne eine des wissenschaftlichen Weltbildes ist? Die technologische Weltermächtigung im Gefolge eines materialistischen Weltbildes, nach der das Ich die Funktion der Welt ist und sich nicht aus sich selber zu begründen vermag, reagiert in panischer Angst vor dem Unbekannten und vor allem Zufälligen, das aus der Zukunft auf uns zukommt. Diese Furcht vor dem Unbekannten wirkt als mächtiges Agens eines Wissens, das sich ganz der Weltermächtigung, der Bannung des Zufalls, der Kontrolle des Unberechenbaren verschrieben hat. Die ständige Betonung des »unsichtbaren« Feindes in den Bush-Doktrinen<sup>7</sup> verweist auf einen Bereich totalen Nicht-Wissens, der für die positivistische Wissensgewinnung zwecks Weltermächtigung wie ein quälender Stachel der Ungewissheit wirken muss. Die zu merkwürdigem Ruhm gelangten Äußerungen des US-Verteidigungsministers Rumsfeld werfen ein erhellendes Licht auf die noch zu denkenden Dimensionen des Wissenskrieges im Kampf gegen das Unbekannte: »Es gibt Dinge, von denen wir wissen, dass wir sie wissen. Es gibt Lücken in unserem Wissen, von denen wir wissen. Soll heißen: Es gibt Dinge, von denen wir wissen, dass wir sie nicht wissen. Aber es gibt auch Lücken in unserem Wissen, von denen wir nichts wissen: Es gibt Dinge, von denen wir nicht wissen, dass wir sie nicht wissen ... Und von denen entdecken wir jedes Jahr mehr.«<sup>8</sup> Laut dieser Argumentation, die auch in der amerikanischen Sicherheitsdoktrin zur Geltung kommt, ist die Gefahr um so größer, je weniger man vom Feind weiß. Selbst wenn unklar bleibt, wann und wo der Feind zu schlagen wird, ist die vorgreifende militärische Aktion vonnöten. Je weniger also dem Feind

nachzuweisen ist, desto größer ist die Gefahr und desto naheliegender ist der militärische Präventivschlag. Zu Ende gedacht muss das Unbekannte vernichtet werden, bevor es zur Bedrohung werden könnte.

Verlässt man die enge politische Ebene, so läuft diese Denkfigur auf die endgültige Bannung des Zufalls, des Unberechenbaren, des Unvorhersehbaren und des Unsichtbaren hinaus, ein Motiv der »instrumentellen Vernunft« als Ausfluss des Positivismus.<sup>9</sup> Im Kampf gegen den »unsichtbaren Feind«, die »Schläfer« inmitten der Gesellschaft, reflektiert Rumsfelds Bewusstsein immerhin auf die Höhe eines das Nicht-Wissen nichtwissendes Bewusstsein. Als Angehöriger im Wissens-Krieg steht er knapp vor dem Rätsel der Verfasstheit des technologisch durchdrungenen Bewusstseins, das sich selbst verschläft, während es die Weltinhalte denkt. Davor macht dieser reflektierende Wissenskrieger aber Halt, indem er das Wissen von etwas, aber nicht die Bedingungen des Wissens als solches befragt. Der Intellekt, der sich angesichts der in ihm auftretenden Weltinhalte selbst verschläft, schaut in einen Abgrund des Unbekannten, Unsichtbaren, Unvorhersehbaren, will er sich darin entdecken. Dieses gähende Nichts erscheint ihm als Nicht-Wissen und in einem projektierten Akt wird dieses zum Ort des Gefährlichen, weil Unberechenbaren. Der verschlafene Untergrund des eigenen Denkens gebiert so eine gespensterhafte Welt ewig drohender Katastrophen, Gefahren und Bedrohungen. Das sich selbst verschlafene Bewusstsein entwirft den »Schläfer« als Real-Gespens seiner selbst. Allenthalben werden »Schläfer« inmitten unserer Gesellschaft ausgemacht, unberechenbar, wie die Unberechenbarkeiten des uns unbekanntes Ich, das wir für uns selbst sind. Diesen unheimlichen Ort des unbekanntes Bösen aufzuspüren, ist eine endlose Aufgabe des derart Wissen-Wollenden. Nur dass die Ausrichtung dieses Wissens sich vom wahren Schauplatz innerhalb des Bewusstseins entfernt und den Ort der Auseinandersetzung dorthin verlegt, wo eigentlich Brüderlichkeit statt Krieg herrschen sollte. Blind für sich selbst, wird ein Schauplatz eröffnet, auf dem sich Gespenster

austoben können. Vielleicht können diese Ausführungen als die verborgene Unterseite dessen, was Mailer in seiner Studie zu »Amerikas Kreuzzug« ausführte, gelesen werden. Dann wäre die Problematik von »Amerikas Kreuzzug« auch die unsere, die des westlich modernen intellektuellen Bewusstseins. Die Furcht vor dem Unbekannten als Charakteristikum der intellektuellen Verfasstheit des Bewusstseins zu verstehen hieße gleichsam, die bewusstseinsimmanente Dimension des tobenden »Kampfes der Kulturen« zu verstehen. Dieser ist eine Spielart der Gegensätzlichkeit des modernen Westens gegenüber einem atavistischen Osten, dessen gegenseitige Eskalation darauf basiert, dass beide Kontrahenten ihre Denk Voraussetzungen nicht verstehen. Es entsteht Krieg, wenn der Kampf um die Wirklichkeit des Bewusstseins verschlafen und die Aufgabe der Selbstverständigung des denkenden Bewusstseins mit sich selbst als lebensnotwendige erst gar nicht angenommen wird.

Bisher fand sich keiner, der unter diesen Gesichtspunkten ein Buch über Amerika schrieb. Dann wäre ein Buch über Amerika auch eines über uns. Es sei daran erinnert, dass Amerika seinen Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit Europas heraus hatte.

1 Siehe Clemens Kauffmann: *Leo Strauss zur Einführung*. Hamburg 1997. Heinrich Meier: *Carl Schmitt, Leo Strauss und »Der Begriff des Politischen«*. Stuttgart 1998.

2 So Jürgen Moltmann, Professor für Systematische Theologie an der Universität Tübingen, in: »Die Zeit«, 12.12.2002.

3 Norman Mailer: *Helliger Krieg: Amerikas Kreuzzug*. Hamburg 2003, S. 50.

4 Claus Leggewie: *America first? Der Fall einer Konservativen Revolution*. Frankfurt am Main 1997.

5 N. Mailer, a. a. O., S. 103.

6 N. Mailer, a. a. O., S. 90.

7 N. Paech: *Von der Monroe- zur Bush-Doktrin*, In: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Nr. 10, 2003.

8 Zitiert nach Franziska Augstein: *Rumsfelds Logik*, in: »Süddeutsche Zeitung«, 18/19. 2.2003.

9 Siehe Max Horkheimer, Theodor Adorno: *Dialektik der Aufklärung*, Frankfurt am Main 1988.